

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 2 (1898)  
**Heft:** 10

**Artikel:** Malerische Streifereien im Appenzellerland  
**Autor:** Liner, Karl  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-573141>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Malerische Streifereien im Appenzellerland.

Von Karl Liner, St. Gallen.

Mit sechs Originalillustrationen und Schlussvignette von Karl Liner, St. Gallen.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

**E**s ist Zeit, daß ich wieder in die Berge komme; ein Unzinn, im Sommer im Atelier zu bleiben, wenn man nicht muß. In vierzehn Tagen kann ich abkommen; hast du Lust mitzumachen, so freut es mich, ich gehe an den Sämtiser-See.“ So sprach ich zu meinem Freunde und Reallehrer Styx, der schon oft den Wunsch geäußert hatte, bei meinen sommerlichen Streifereien mitzuhun. Der Plan wurde festgesetzt und vor allem an die nötige Ausrustung und Verprovisionierung gedacht. Letztere erlangte besondere Wichtigkeit dadurch, daß ich als ausgesprochener Fleischfresser absolut keine Milch vertragen kann, höchstens im Kaffee — ein bedauerlicher Fehler für einen längeren Aufenthalt auf der Alp. Wir nahmen dann gehörig darauf Bedacht und hatten bald das Nötige an Schinken, Konserven &c. beisammen: Kaffee, Thee, Maggiuppe, Fleischextrakt, alles war reichlich da, auch der Spiritusapparat. Dem letzteren war aber Freund Styx nicht hold, er wollte nichts von ihm wissen, sondern durchaus ein Militärsohrgeschirr mitnehmen, um „feldmäßig“ abzufischen, worin er sich große Fertigkeit zutraute. Ich vertraute denn auf die letztere und ließ, obwohl mit banger Zweifeln, den Spirituskocher daheim. Die Folgen zeigten sich nachher.

Voll beladen, denn als echte Berggänger trugen wir alles selber, fanden wir uns am frühen Morgen des 1. August am Bahnhof ein. Aller Augen ruhten auf uns, denn solche Bögel waren noch nicht gesehen worden. Auf dem Rücken Rucksack, Malzkasten, Malschirm, Feldstuhl, Meisseteppich und gerollter Mantel. In einer Hand trug ich eine größere Zeichenmappe und die Leinwandrahmen, in der andern Hand den wohlverpackten, stattlichen Schinken. So 70 Pfund Gepäck pro Mann dürften es schon gewesen sein. Styx war nicht besser dran als ich. Seine Ausrustung brillierte namentlich durch eine knallrote Bettdecke, von der sich die glänzende „Gamelle“ kostet abhob und durch eine hölzerne italienische Weinflasche von hübschem Aeußern und geräumigem Innern. Endlich waren wir so weit, daß unsrettwegen der Zug abfahren konnte, und hatten als voraufsig wichtigste Aufgabe vor uns den Wagenwechsel in Winteln. Alles bereit gemacht zum Ausladen, dann bietet's einer dem andern heraus, aber rasch, der Zug hält nicht lang. Das ging denn auch gut, einige Hautschürfungen nicht eingerechnet. Nun schnell in den bereitstehenden Appenzellerzug — hinterster Wagen, dann ha-

ben wir Aussicht rückwärts. Also krampfhaft eingeladen, einige bekannte St. Galler Damen werden fast überrannt, Styx kommt mit meinem Malkasten in Berührung, der die Dilettanten nicht leiden kann, es fließt Blut, Geschimpf und Gelächter. Wenn etwas auf dem schmalen Gestelle droben ist, rollt etwas anderes wieder herunter. — Wir waren ziemlich erheitzt, wie alles am Platze war und setzten uns aufatmend in den sonst leeren Wagen. Da erscholl der Ruf, „der Wagen werd abg'henkt“. Herrgott! Rasch umladen, gleicher Betrieb wie vorhin, nur mit mehr Geräusch und mehr Zusammenstoßen, denn der jetzige Wagen war voller Passagiere. Nun, es wurde auch bewerkstelligt. Gleichwohl war noch etwas vergessen worden: das wurde rasch im Galopp geholt. Der Zug piff ab. Wir setzten uns schnaufend nieder und suchten aus unserem Gepäck das Heftpflaster hervor.

Nun fuhren wir hinein ins herrlichste Bergwetter; auf Schlangenlinien bald links, bald rechts sich neigend, schlittete uns das „Zögli“ hinein ins liebe, liebe Appenzellerland. So oft ich es erblicke, jedesmal ist die Freude neu; so grün die Wiesen, nichts als Büchel an Büchel und die Häuschen drüber gesäßt, sauber, wie vom Buchbindler gemacht aus weichem und buntem Glanzpapier. Eines ist beinahe wie das andere, und doch will jeder Appenzeller noch etwas „Aleges“ am Häuschen haben. Sieht man näher zu, so findet man immer ein Tennensthör, ein Giebelfenster oder eine Hausthüre in besonders liebervoller Weise ausgestattet. Cremferweiß, Englischrot, Schweinfurtergrün, auch Gelb und Blau sind hier in unzähligen Kombinationen anzutreffen. Es gibt einen eigentlichen appenzellischen Stil, wenn man so sagen kann. Der Appenzeller nennt das „sennisch“. Die gleiche Art des Schmuckes läßt sich verfolgen vom letzten Hauss- und Hüttingerät, vom Tabaksbeutel bis zum Tennensthör und zum ganzen Bauernhaus. Der „Städter“ lacht darüber mit seinem sogenannten bessern Geschmack; er freut sich dran, aber es ist ihm doch „etwas zu bunt“, so spricht er vornehm. Schau einer aber einmal ein schönes Saumpferd an im vollen Schmuck oder ein reiches Sennatum, so wird er dem Geschmack der Appenzeller volle Achtung zollen müssen. Gott sei Dank, da haben wir ein Bölklein, dem vom vielen Schwarz auf Weiß noch nicht die Augen blöde geworden sind, das Farbe ertragen kann und die Farbe liebt. So oft einer eine Appenzellerin zeichnet, so hört er auch das naive Bedauern, daß es „nöd gnolet sei“. Hier oben wohnen heute die Gescheiteren, Kaulbach'sche Farbenschen ist hier herauf nicht gedrungen. Was wir erst wieder anstreben, haben wir hier in naiver, unbewußter, allerdings unentwickelter Eigenart. Sieh, jetzt fängt's ja schon an, in Waldbstatt rücken Schulen auf, ein buntes Fühllein voran. Die gehen auf die Hochalp und steigen ein. Mich freut's im Innern, wie ich ein Paar Bauernbuben sehe, im rote „Lübbli“, der roten Weste der Appenzeller. Wie das herausleuchtet mit den weißen Ärmeln aus dem fadnen Modischen“. Stolz trägt der frische Bub seine Farbenzier, so stolz wie der Student seine Mütze. Herrgott! ist das eine Freude, der fröhlichen Bande zuzuschauen und zuzuhören, man könnte fast einen Schulmeister beneiden. Die neckische Art des Appenzellers thut sich auf, die kleinen Grazien erwidern mit Anmut; jetzt wird gesungen und nicht mehr geruht bis nach Urnäsch, dem Ziel der Fahrt. So ein offener Eisenbahnwagen, ein gewöhnlicher Kohlenwagen mit Bänken versehen, voller Kindergesichter im kostümlichsten Sonnenlicht: ein schöner und kostbarer Transport, ein herrliches Bild. Nun sind sie ausgestiegen, wie ein Hummelnest aus dem Flugloch; diejenigen, mit denen wir uns geneckt, grüßen schelmisch und fort geht's, bergwärts.

Wir kommen nach Appenzell und Weisshald, ohne, wie wir hofften, einen Säumer aufzutreiben, dessen Pferd wir unsere Sieben Sachen hätten aufladen können. Wir mieteten also einen Träger und freuten uns dann am voraussichtlich legten zivilisierten Mahl mit Tischtuch und Serviette und an der ange nehmten Gesellschaft einer Anzahl der bekanntlich sehr ruhigen Zürcher, die auf den hohen Räften wollten, wie wir bald heraus hatten, denn eine bildhübsche Zürcherin sprach von Zeit zu Zeit



Mit Sack und Pack. Nach einem Aquarell von Karl Liner.

mit unglaublicher Aussprache vom „hohe Choscha“. Bald geht es frischen Mutes ans Steigen und ans Tragen. Langsam schlägt der Träger sein gleichmäßiges Tempo an. Wir suchen ihn nachzuhören, aber unser Temperament brennt durch, und tröstend kommen wir in Brüllisau an, wo uns die Kronenwirtin erstaunt nach unsern Absichten und dem Zwecke der ausgiebigen Bekleidung fragt. Sie hatte bald begriffen und wurde uns der beste Ratgeber, denn sie kennt sozusagen alle Sennen bis in die hinterste Alp. Sie riet uns, in der Streckwiejer Hütte am Sämtisersee uns einzunisten, teilte uns aber mit, daß der Senn wahrscheinlich nicht daheim, sondern auf der „Alpstobete“ sei, die heute auf „Soll“ abgehalten werde. Uns konnte keine frohere Botschaft treffen; wir beschlossen, zu eilen, um unsern Hausrat nach der Streckwiese zu tragen, und am Abend die „Stobete“ mitzumachen. Der Weg zum Sämtisersee führt durch das sogenannte Brüllstobel, wo er so lauterhaft holprig und steil wird, daß er längst glatt und eben sein müßte wie ein Spiegel, wenn man mit Seufzen und Fluchen einen Weg verbessern könnte. Aber unverdrossen marschierten wir jetzt im Tempo des Trägers in der Augusthitze bergan und vergaßen nach überwundener Pashöhe bald die Mühseligkeiten, als uns der dunkelgrüne See zu Füßen lag und hoch darüber das fidele „Stauberenkänzelt“, ein uns gut bekannter Bergkopf, herunterzunicken schien. Stramm, beim Klange der Gitarre, die uns die „Kronenmutter“ geliehen, rückten wir tiefer ins Thal hinein grad vor uns den Hundstein und den Altmann. Wir waren von Brüllisau wohl 2½ Stunden marschiert, als wir in der Streckwiese anlangten, wo der zu Hause gebliebene Mitsenn lachen mußte, als unsere Karawane herankam. Er nahm uns freundlich auf, und wir bezogen Quartier. Styx machte große Augen, als er unsern zukünftigen Schlafsaal erblickte. Wenn man die schlüpfrige Schwelle

des Streckwieyer Kuhstalles überschreitet, so befindet man sich vorerst in einem Gange von ca. 1½ m Breite, der durch eine zweite innere Wand von dem eigentlichen Stalle getrennt ist. In diesem Gange befindet sich eine Bank, darauf die Sennen ihre Milchgeschirre zu stellen pflegen, daneben ist Platz für allerhand Werkzeug. In etwa 1½ Mannshöhen ist die Heudiele angebracht, zu der man auf einer Leiter gelangt. Sie bietet Platz für zwei Mann, im äußersten Notfall für drei. Das war unser Bett. Um etwaigen Vergleichen mit den heimlichen Federn keine Zeit zu gönnen, fingen wir an, uns einzurichten. Nägel und Hammer aus dem Rucksack heraus! In kurzer Zeit prangten an der schwarzen Hüttenwand schwärme, unberührte Leinwandrahmen neben farbigen Studien, die ihrer Vollendung Harrten — daneben fröhlich die Gitarre der Kronenmutter, eine Trompete für Signal- und Schodienst. Da war ferner das blitzblanke Küchenschirr, die Weinsflasche, ein Flobertgewehr.

Große Nägel fuhren in die Wand als Träger der Rückfläche. Die gegenüberliegende Wand mußte sämtliches Malgeräte bergen und zwar in schlauer Anordnung so, daß es dem lieben Vieh nicht erreichbar war. Jetzt noch für die besseren Flaschen ein Plätzchen, mit dem Proviant auf die Heudiele, und der Bezug der Wohnung hatte statigefunden. Nun aber fort zur „Alpstobete“; es sind noch zwei Stunden Marich, wir müssen eilen, wenn wir noch vor Nacht hinkommen wollen. Die bevorstehende Freude überwand die aufkeimende Müdigkeit, wir sprangen wie die Geisen durch die in der goldigsten Abendsonne liegenden Alpen und stiegen bei Sonnenuntergang zum Wirtshaus empor am Fuße des hohen Kasten. Da war auf der Westseite des Hauses eine geräumige Bretterbühne aufgeschlagen, an der Hauswand hockten auf einem Gestelle die Musikanter. Davor drehten sich dichtgedrängt die blankgeputzten Paare. Die Sonne schien ganz feuerfarbig auf alles her; dahinter sah man das häuschenbeschneite Appenzellerland, weiter hinten die St. Galler und Thurauer Hügelreihen, goldige Lichter und blaue Schatten bis in die weite Ferne miteinander wechselnd. Als Rahmen dazu der heilige Bodensee, Reichenau, Hohentwiel, alles, was dem Ostschweizer lieb und teuer ist. Um das Haus herum und darin saßen, standen und lagen die Mädchen und Buben, lachend, spielend, trinkend, froh wie Kinder. Da war wieder das sonnige Kinderlachen der echten Innerrhoder, glücklich, wer Auge und Ohr dafür hat, es schmilzt den dichtesten Mantel städtischer Würde weg. Bald habe ich eine bekannte entdeckt, die Marie, und damit sind wir eingeführt. Es werden Freundinnen herangeholst, das Tanzbein kommt in Schwung. Das ist aber nicht so einfach. Auf so engem Platze, Paar an Paar, können eigentlich nur Innerrhoder tanzen. Unglaublich ruhig, ohne jegliches Hüpfen wogt das dichte Gewühl durcheinander, und wenn da einer hineinkommt, der „fluggerisch“ tanzt — so wird die städtische Art genannt —, so gibt es Unordnung, und von sanften Püffen geleitet, befindet er sich mit seiner Schönen bald außerhalb des Vergnügens. Da heißt es, sich Mühe geben, die Marie hilft mit Rat und That, und ich höre beim Vorbeikommen an zwei „Medeln“, wie eine zur andern sagt, „er has jetzt ebe no herrgottswaul“. Wenn die wißt, wie mir das „herrgottswaul“ gethan hat! Zum „Hackbrett“ mit zwei Giige und dem Bah“ ist das Tanzen eine Lust, das lüpft, ganz famos ist der Taft und nimmermüde folgt ein Stück dem andern. Die Sitte erheischt, daß man mit den gleichen „Medel“ immer drei Tänze nacheinander mache, dafür sind die einzelnen nicht so lang. Aber ohne Pause und Unterbruch geht das fort, es wäre gar nicht auszuhalten, wenn es nicht so ruhig vor sich gehen würde. Auch geschrien wird wenig, das fällt mir wohlthuend auf, weniger wohlthuend, daß fast jeder Tänzer die Pfeife oder auch die brennende Zigarre schief im Maule hat. Und was für Kraut! Die Leute scheinen es als ganz besondere Kunst zu achten, während des Tanzens zu rauchen, ohne die Tänzerin zu belästigen, weder



Appenzellerin am Stickrahmen. Bleistiftskizze von Karl Liner, St. Gallen.



In der Sennhütte Appenzell. Bleistiftstudie von Karl Liner, St. Gallen.

durch den Rauch, noch durch das Herabfallen der Asche auf das "hostliche Brüüchli", das gestickte Brusttuch. So heben denn die Bursche den Kopf in die Höhe und seitwärts vom Schäzchen weg, um des stinkenden Straßburgers willen. Nun, es sieht wenigstens keck aus, so ein "Lindauerli" schief im Gesicht und nachher, beim Häthue (beim Heimbegleiten) nehmen sich die Buben schon noch Zeit, ihrem Schatz in die Augen zu schauen. Styx und ich haben Hunger gekriegt und setzen uns an einen Tisch, mitten in einem Haufen der „Medel“. Wie ich meine Platz machende Nachbarin entschuldigend apostrophiere, höre ich im reinsten Hochdeutsch „bitte, bitte, sehr angenehm“. Herrgott! eine Innerrhoderin in der Tracht, die hochdeutsch spricht! Sie war in Freiburg im Breisgau gewesen, bei einem „Schöttler“ in einer Molkerei, ein Jahr lang oder so was. Also daher die Kraft. „Ja,“ sage ich, „aber wege dem hast gleich no innerrhödlich.“ „Jo früli“, meint sie, sie habe mich halt für einen Fremden gehalten. Das ärgert mich denn und ich denke bei mir, das hast du wieder deinem langen Schnauz zu verdanken, der nicht landesüblich ist und wegen dessen die kleine Emilie in Brüllisau zu mir gesagt hatte: „Wenn du e chli ab dim Schnäuzli haue thäftist, denn wärist au schöner.“ Vertraulich plaudernd überließen wir uns dem Vergnügen, das uns der familiäre Verkehr mit dem fröhlichen Volk gewährte, von Zeit zu Zeit tanzend, bis uns der Schlaf daran mahnte, daß der heutige Tag unsere Knochen genugsam in Anspruch genommen hatte, denn es war schon nach Mitternacht. Wir legten uns im obern Stocke aufs Heu, während unten die Musik in unverminderter Stärke fortfuhr. Da oben lagen schon etwa ein Dutzend, darunter auch ein Pärchen. Er hatte ihr die Decke abgetreten und lag in Hemdärmeln neben ihr, trotzdem die Nacht sehr kühl war. Sie lagen so brav nebeneinander, wie zwei Kinder, im tiefsten

Schlaf. Was würde man da in St. Gallen sagen? Die Müdigkeit und der genossene Wein wiegten uns ein, und die Töne von unten klangen schwächer und schwächer in unsere Ohren. Morgens um sechs Uhr wachten wir auf, die Luft im Schlafraum weckte unsern Drang ins Freie, die Wrisleute schliefen wie alles andere; so marschierten wir ohne Abschied ab. In der Nacht hatte es geregnet; wir paschten mit durchnähtem Schuh und Strumpfwerk wieder dem See zu, die erste Meteorologisierung, das Motivsuchen vor uns. Das Wetter war passabel und gesattete wenigstens eine annähernde Beurteilung der Motive. Das eine Seeufer wurde genau abgesucht, das andere versprach von vornherein wenig. Wir kamen in den Wald, wo moosbewachsene Tannen, ganz voller Tannenbart und prächtvolle Bergahorne unserer Entzücken bildeten, und hatten bald die günstigeren Partien heraus, indem wir unermüdlich in dem aufgeweichten Waldboden herumkletterten, von Zeit zu Zeit auf allen Bieren. Große Freude verursachte uns ein Felsenwinkel am See, verborgen und von Tannen, Buschwerk, und Farren umgeben wie ein verwunschenes Schloß. Das gibt uns Anlaß, von Nixen und verwunschenen Prinzessinen zu faseln, worauf der Ort den Namen „Seeburg“ bekommt. Der tüchtige Morgenbummel hat unsern Köpfen gut gethan, ebenso dem Magen, und wir langen hungrig in Streckwies an, wo uns der nun heimgesuchte Senn ebenfalls begrüßt. Jetzt beginnt Styx seine Kocherei, während ich mich an dem Schinken vergnüge. Nach militärischer Vorrichtung zog er eine Facke in den feuchten Boden, schlug zwei Pflocke ein und hing das Kochgeschirr an einen Draht zwischen dieselben. Aber das Holz wollte nicht Feuer fangen und jetzt kam das Abergste. Das waren die Kühe, Kälber und Ziegen, denen ein solches Vorgehen in der ganzen Geschichte der Alp unbekannt war. Es ist ein schweres Unrecht, wenn man dem lieben Vieh den Vorwurf der Dummheit macht. Da oben auf der Alp, wo es Tag und Nacht im Freien ist, verleugnet es seinen gewöhnlichen Stumpfstein und nimmt einen lebendigen Anteil an allen Ereignissen. Styx wehrte sich mit dem Stocke gegen die neugierige, alles beschauende Schar, während ich mich am Bache wusch. Aber er wurde nicht Meister; während er Brot und Schinken in Sicherheit brachte, strampelten die Viecher auf den Mänteln und Rucksäcken herum, die etwas weiter weg lagen. Wollte er diese retten, so mußte er den Herd preisgeben. Ratlos schrie er nach mir, der ahnungslos, Schuhe und Strümpfe in der Hand, herzurampte. Das erste war, die Vierfüßer mit meinen Schuhen zu beschließen und dann mit dem Stock das Feld zu säubern, aber nur für einen Augenblick half das, das Publikum sammelte sich gleich wieder. Es ging nicht ohne beständige Wache. Mittlerweile war die Zuversicht in die Küche ins Wanken geraten. Wir sahen, daß es nicht ging. Wir beschlossen deshalb, in den großen Felsblock oberhalb der Hütte uns einen Herd zu bauen. Der Stein hatte eine Einbuchtung; wenn wir dort noch eine Herdwand bauten, so konnte es „ziehen“. Jetzt wurden Steine gesammelt. Um die Hütte hatten die Kühe den Boden zu einem zähen Brei zerstampft, der lieferte uns den Mörtel. Der Herd entstand, wir deckten die oberen Flächen mit dem dichten Moos, das auf den Steinen wuchs, und nach Verlauf einer Stunde hatten wir ein lustiges Feuer, das uns der Wind antrieb. Die Sennen, die uns bisher lächelnd zugesehen, fanden die Sache ganz kommod, und es ging nicht lang, so war unsere erste Suppe fertig. „Mockturtle-Suppe mit Armee-Konserven“, lautete das Menu. Es schmeckte herrlich, und wir feierten das Ereignis mit einem halben Fläschchen Champagner, das uns ein zugewandter St. Galler noch an die Bahn gebracht hatte. Jedenfalls der erste Champagner, der da oben getrunken ward.

Nun war es Mittag geworden. Wir waren gestärkt und gingen an die Arbeit. Damit war der regelmäßige Lebenswandel eingeleitet. Der Tag ward ausgenutzt bis zur Dämmerung, dann rückten wir noch mit dem Flobertgewehr aus, um



„Thue mer Bächäd“.



Künstlerheim in der Appenzeller Sennhütte.  
Studie (Federzeichnung) von Karl Liner, St. Gallen.

eine Schar Wildenten zu belauern, die, etwa zwanzig Stück an der Zahl, den See bevölkerten. Die Tiere waren natürlich zu schlau, aber es verurteilte uns Bewegung, und es hatte einen eigenen romantischen Reiz, in der Dämmerung am See herumzulungern. Als wir heimkehrten, fanden wir schon die Wohlthaten des von der Kronenwirtin geleiteten Postdienstes vor. Sie gab jeweils das Gingetroffene den zufälligen Passanten mit, und die Einrichtung funktionierte auch in der Folge ganz famos. Es ging uns nie etwas verloren, gewiß ein gutes Zeugnis für diese Bergbewohner. Es war vor einigen Tagen André aufgestiegen, und wir interessierten uns fiebhaft für den Käibnen. Unser Warten auf Nachricht sollte dann allerdings leider umsonst sein. Auch die Sennen genossen die Neugkeiten mit, es gefiel ihnen offenbar, daß in die Streckwies ein ganz neues Stück Welt gekommen war. Aber am meisten impunierte ihnen eine Postkarte, die uns ein Bekannter in griechischen Lettern geschrieben hatte. Als wir sie mit unsäglicher Mühe entziffern, meinte ein Senn zum andern: „I gäb o no tuusig

Franke, i hönnnt das lese.“ Ich gäbe keine 100 darum. Heute abend fehlte uns die Lust zum Kochen. Wir hatten ja Butterbrot und Schinken, dazu Cognac mit Gi, das genügt. Vor der Hütte schlug Styx noch eine Weile die Gitarre, sang ein schönes Lied nach dem andern, dann krochen wir aufs Heu, unter unsere Decken. Lange ging's, bis wir unsere Häupter bequem gebettet hatten und lange, bis unsere Müdigkeit das Ungewohnte überwunden hatte. Da wir direkt unter dem Dache lagen, bekam Styx Alpdrücken, wollte fliehen und wäre beinahe von der Heudiele heruntergefallen. Auch ich war anfangs unruhig, fuhr dabei aber mit dem Kopf an einen Dachsparren, daß ich mich nachher der möglichen Stabilität besß. Wir waren froh,

zeitig herauszukriechen, sehr erquickt waren wir nicht. Dazu der Heustaub! Der erste Weg ging zum Bach. Das war dann ein Genuss, in dem eisfalten Wasser Füße und Oberkörper zu waschen. Wir thaten das denn auch fünfig täglich 2—3 mal, und ich schreibe es diesem Umstände zu, daß wir uns nie erkälteten, trotzdem wir oft den ganzen Tag in nassen Strümpfen steckten oder in durchnässten Kleidern. Als wir unsern Morgenkaffee kochen wollten, fanden wir den Herd gründlich demolirt; die Kühe hatten ihre Neugierde befriedigt. Wir halfen uns dagegen in der Zukunft, indem wir abends einen schweren Stein über das Herdloch legten. Trotz der Bauerei konnte ich morgens um sieben Uhr nach meinem Hauptmotiv abrücken. Als ich um vier Uhr abends wieder nach Hause kam, war ich hungrig und müde, aber die Stunde am Herd in der herrlichen abendlischen Bergwelt hätte Tote erwecken können, so schön war das. Abends wurde gezeichnet und gemalt, Styx ging auf die Jagd, zuletzt wurde Trompete geblasen, gefungen und Gitarre gespielt. So gingen die Tage hin, nun mit plannmässiger Ginteilung der Zeit. Wir krochen jeden Abend mit der Genugthuung ins Bett, unsern lieben Herrgott, dem großen Malermeister, wieder etwas von seinen Geheimnissen abgelauscht zu haben. Willkommene Abwechslung brachte uns die Ankunft eines lieben Freundes, der, in der Stockkunst sehr bewandert, uns während fünf Tagen diese Sorge ganz abnahm. Zum guten Schlüsse seiner Thätigkeit übergaben wir ihm zwei Prachtexemplare von Seeforellen aus dem Sämtisersee, die wir von dem Fischer erworben hatten. Es war schon Nachtzeit, als er sie in Butter buck und auf den genialen Gedanken kam, sie mit Fleischextrakt zu würzen. Bei der Dunkelheit war das richtige Maß schwer zu finden, und der Geschmack des reichlichen Fleischextraktes war so widerlich, daß meine beiden Kollegen nichts mehr von den Fischen wissen wollten. Ich aber war erst heimgekommen, hatte einen Riesen-hunger und ob trok allem den größten Teil auf, ohne weitere Folgen als einen entsprechenden Durst. Dem Koch wurde dann beim Abschied ein künstlerisch ausgeführtes Diplom zu teil, mit gebührender Würdigung des Fleischextraktes. Fröhlich unterbrach unsere Arbeit auch eine Alpstube auf dem hohen Kästen. Sie wurde dann zwar verregnet, weshalb wir zeitig nach Brüllisau wanderten, zur Kronenmutter, um wieder einmal in einem guten Bette zu schlafen, eine unfähige Wonne für uns. Am andern Tage zogen wir mit frischgefüllter Weinsflasche wieder „heim“, nach der Streckwies. Unterwegs ging aber die Stimmung so hoch, daß die Flasche leer war, als wir daheim anlangten. Wir taugten nicht mehr zur Arbeit und beschlossen, an den Fählensee zu gehen, um Edelweiß zu suchen; der Senn hatte uns eine Stelle mit solchen bezeichnet. Als wir heimkamen, hatte jeder von uns einen Strauß von ca. 50 Stück schöner, zum Teil seltener Exemplare, die ersten in unserem Leben. Andern Tages sagten wir uns zwar, daß wir mit ganz nüchternem Kopfe den Gang nicht gethan hätten. Einige Tage darauf war ich an einer Abendstimmung, als vom See her Styx meinen Namen rief. Wie ich herunterkam, erfuhr ich, daß er mit Glück auf der Entenjagd gewesen war, draußen, etwa zwanzig Meter vom Ufer weg schwamm eine, tot. Wir waren beide sehr aufgeregt über das unverhoffte, halb ungewollte Jagdglück und sahen ein, daß die Sache müsse geheim gehalten werden. Wir warteten die Nacht ab, dann mußte ich, als dessen nicht ganz ungewohnt, in den kalten See hinausschwimmen. Styx, stolz wie ein Baron, nahm die apportierte Beute in Empfang

und half mich rasch ankleiden, um eine Erkältung zu vermeiden. Dann rannten wir heim, holten eine Kerze und setzten uns da, wo uns niemand sah, an den Bach, die brennende Kerze im Grase, wohlweislich unterhalb der Brücke, damit die Federn direkt dem See zutrieben. Die Ente war jung, fett und leicht zu rupfen, und wir beratschlagten wie weiland Max und Moriz, nun die Ausrede, die unsere schwarze That be-mänteln sollte. Wir hatten auf den andern Tag den Besuch einer Partie im Weißbad weilender St. Galler in Sicht. Deshalb beschlossen wir, die Ente in der „Gamelle“ zu verstecken und andern Tages den Sennens als ein von den St. Gallern gebrachtes „Guggeli“ vorzustellen. So wurde es gemacht. Unsern Gästen gefiel es gut im Hotel Streckwies, wozu allerdings der prachtvolle Tag viel beitrug. Aber auch unsere Bewirtung fiel gut aus, dafür erfuhren Proviant und Keller willkommene Bereicherung. Während dieses Aufenthaltes ereignete sich eine drollige Szene. Wir hatten eine Kuh, die uns beim Kochen, beim Essen und beim Arbeiten unermüdlich mit ihrer Liebenswürdigkeit verfolgte, „Frau Huber“ getauft und mit ihr manch drolliges Gespräch geführt. Davon hatte auch die Kronenmutter durch die Sennen gehört und das den Gästen aus dem Weißbad erzählt. Die „Frau Huber“ war aber offenbar nicht von allen richtig aufgefäßt worden, denn eine Dame fragte den Senn nach seiner Frau, der „Frau Huber“. Unter dem Gelächter der Gesellschaft erteilte dann der biedere Alpenknabe der Dame die nötige Aufklärung. Abends brieten wir dann unsere Ente, indem wir sie einfach an den Pugstock steckten und im eigenen Fett schmorten. Das Feuer schlug allemal hell auf, wenn das Fett in dasselbe heruntertröpfste. Mit einer Flasche Müdesheimer begossen, schmeckte der Braten nicht übel. Das Abenteuer mit der Ente verursachte uns viel Spaß und einen königlichen Genuss. Hoffentlich ist uns die hohe Regierung von Innenhoden gnädig; wir wollen es nicht wieder thun und dem Ländchen den Verlust reichlich einbringen.

So, mit Arbeit und Vergnügen, ließen die Tage rasch ab. Als das Regenwetter sich einstellte und der Reiz der Neuheit geschwunden war, begann Styx sich wieder nach geregelten Verhältnissen zu sehnen und zog ab. Es war ein trüber Tag, als ich dann allein in der Hütte saß und dem Windfadenregen draußen zusah, während Styx in der Sündstut durch das Brülltobel abstieg.

Die Arbeit überwand bald das Gefühl des Alleinseins. Ich hatte im Sinn, noch eine bis zwei Wochen allein zu hauen, als mich nach einigen Tagen ein unauffindbarer Auftrag nach der Insel Reichenau rief. Zum Abschied von den mir so lieb gewordenen Bergen bestieg ich noch den hohen Kästen, nachdem der Abschied von den Sennen ein herzlicher gewesen war. Es war ein jäher Wechsel zwischen der rauhen Bergwelt und dem sanft gewellten, von Reben und üppigem Gemüse bewachsenen Boden der reichen Au, von dem klaren Schneewasser des Sämtisersees zu den milden Flutten des Bodensees.

Hier unten erst empfand ich, wie das Bergleben mich gestärkt und gekräftigt hatte, nachdem vorher meine Nerven etwas mitgenommen gewesen. Es war mir ein unabsehbares Bedürfnis, den ruhigen Lebenswandel auf der Insel durch einen Kampf mit den Wellen von Zeit zu Zeit etwas zu beleben. Ich möchte denjenigen, denen das gewöhnliche Kurleben zu langweilig ist, raten, sich an unserer kleinen Expedition ein Beispiel zu nehmen, die Mehrausgabe an Strapazen lohnt sich reichlich.

